

schen ums Leben gekommen sind und der dankbare Stifter des Bildes allein gerettet wurde. Der heiligste Raum des Tempels, der Hochaltar, der Schrein mit dem Bilde der Göttin, u. s. w., ist durch ein grobes Netz aus Eisendraht abgeschlossen; in diesem Allerheiligsten stehen die großen Leuchter, kolossale Lotosblumen aus vergoldetem Silber, heilige Bücher, seltsame Geräthe aus lackirtem Holz, Glocken, Sings und Trommeln und der ganze übrige Symbolapparat der buddhistischen Religion, die für die Gebildeten und Wissenden ein System der höchsten Moral und Metaphysik, für die Massen aber ein Wust abergläubischen Bilderdienstes ist. In dem trüblichen, durch Weihrauchdunst noch verdüsterten Räume innerhalb des Netzes sieht man die Priester mit den kahlgeschorenen Häuptern, mit reichen Gewändern bekleidet, geräuschlos über die weichen Matten um den Altar schreiten, auf dem der Schrein der Göttin steht; sie zünden die heiligen Kerzen auf den großen Leuchtern an, indem sie Gebete murmeln und die kleinen ringsum hängenden Glocken berühren. Ein großer Kasten, der vor dem Gitter steht, ist zur Aufnahme der Opfer der Gläubigen bestimmt, und fast unaufhörlich ertönt das leise Klirren der hineinfallenden Kupfermünzen. Verschiedenartig wie die bunte Menge, die hier zusammenströmt, ist auch ihre Weise zu beten; bei den einen besteht das Gebet in einem nachdrücklichen Wiederholen unverstandener Worte in einer fremden Sprache; bei den anderen im Erheben und Aneinanderreiben der Hände, im Auf- und Niederbewegen des Kopfes, Abzählen des Rosenkranzes u. s. w. Nur wenige, die wirklich von Leid bedrückt sind, zeigen etwas wie Andacht oder werfen sich in inbrünstigem Gebete zu Boden. Einen eigenthümlichen Anblick gewähren mehrere von den großen Götterbildern, die über und über mit kleinen, fest anklebenden Papierkugeln bedeckt sind, von denen auch Hunderte in dem umgebenden Drahtgitter stecken. Wer eine Bitte an die Gottheit zu richten hat, schreibt dieselbe auf ein Stück Papier, oder, was noch wirksamer ist, er läßt sie von einem Priester aufschreiben, zerkaugt dann den Zettel und spuckt ihn gegen das Götterbild. Hat er gut gezielt, geht die Kugel durch das Gitter und klebt an dem Bilde fest, so gilt dies für ein gutes Omen; bleibt sie im Gitter stecken, so findet das Gebet keine Er-
 höhrung.

Rings um den Tempel der tausendarmigen Kwannon liegen noch zahlreiche kleine Heiligthümer und Schreine zerstreut; einige derselben gehören dem Schinto-Kultus an, der ursprünglichen Religion Japans, einem fast jedes ethischen Gehaltes baaren Bilder- und Ahnendienste, der lange Zeit durch die höhere buddhistische Lehre ganz in den Schatten gestellt und durch das vereinte Bemühen der Schoguns und der Buddhapriester schließlich mit derselben vermischt worden war. Bei dem Beginne des neuen régimes wurde der Schintoismus mit seinem Glauben an die göttliche Abstammung und Gottgleichheit des Herrschers wieder zur Staatsreligion erhoben; doch vertrat sich das alte verrottete Glaubenssystem so wenig mit den Fortschritten der Regierung auf der eingeschlagenen Bahn, daß schon wenige Jahre später (im Jahre 1877) die mit so vieler Feierlichkeit inaugurierte Staatsreligion stillschweigend wieder in den Hintergrund verwiesen und eine Behörde für die Verwaltung aller Kultusangelegenheiten eingesetzt wurde.

Der weite Tempelgarten von Usakusa, mit seinen Wundern von zu Figuren verschnittenen Bäumen, den als Gemälden gezogenen Blumenbeeten und Miniaturlandschaften, ein Prototyp der japanesischen Gärtnerkunst, ist vom Morgen bis zum Abend von einer auf- und niederwogenden Menschenmenge bevölkert. Der lebhafteste Natursinn der Japanesen,

deren Hauptvolksfeste in dem Bewundern der frühjährlichen „Kirschenblüthe“, des „Iris- und Päonienflors“, der „Lotos- und Chrysanthemumblüthe“ bestehen, zeigt sich auch hier wieder vereint mit der harmlosen Freude an den bunten Sehenswürdigkeiten und kindlichen Belustigungen, welche die in dem Garten aufgestellten Buden wie auf unseren Jahrmärkten darbieten. Aber welcher Unterschied zwischen der Volksmenge auf unseren Märkten und diesen still und gesittet umherwandernden Gruppen des japanischen Volkes. Man sieht sich unwillkürlich nach einigen der 6000 in Tokio stationirten Polizeibeamten um, die diese ihrem Vergnügen nachgehende Menge so im Zaume halten. Aber es ist von keiner Beaufsichtigung die Rede, und wie man das Volk hier erblickt, so findet man es im ganzen Japan wieder: in der Doffentlichkeit stets gesittet und höflich; auch in der größten Volksmenge während des Tages nur selten ein Betrunkener zu sehen oder ein lautes Wort des Streites zu vernehmen. Ein genaueres Bekanntwerden mit den japanischen Zuständen belehrt den erstaunten Fremden aber nur zu bald, daß man nach diesem ernsthaft-anständigen Verhalten durchaus nicht auf besondere sittliche Reinheit, Mäßigkeit oder ähnliche Tugenden schließen darf. — Nach strenger Landesfittte dürfen Männer und Frauen hier auf den Straßen und an öffentlichen Orten nie neben einander gehen; unter den Gruppen der Weiber, deren kleine schwächliche Gestalt oft unter der Last eines auf dem Rücken in den Falten ihres Obergewandes hockenden Kindes gebückt ist, sieht man nur selten eine anmuthige Erscheinung. Die abscheuliche Mode des Schwarzfärbens der Zähne, des Ausreißens der Augenbrauen, der dicke weiße Puder auf dem Gesichte, die scharlachroth bemalten Lippen und nicht zum wenigsten die ungünstige hinderliche Tracht stimmen mit unseren Begriffen von Schönheit nicht überein. Das Untergewand oder kimono, das von Männern und Frauen getragen wird, muß bei den letzteren so eng nach vorn zusammengezogen werden, daß es die freie Bewegung hindert und nur ein mühsames, leichtgebücktes Gehen erlaubt. Die ungeschickte Fußbekleidung der hohen Holzsandalen und die den ganzen Rücken bedeckende, abstehende Schleife des breiten Gürtels verbessern den Anblick nicht. In den niederen Volksklassen unterscheidet sich die Tracht der Männer nur wenig von der der Weiber; oft genug erkennt man die beiden Geschlechter nur durch die verschiedene Anordnung des Haars. Merkwürdig alt und ernsthaft sehen die Kinder aus, in ihrer derjenigen der Erwachsenen vollständig gleichen Tracht; die Knaben mit glattrasirten Köpfen, auf denen nur drei kleine Haarbüschel stehen bleiben, die Mädchen mit den kunstvollen „Chignons“ und Haarpolstern ihrer Mütter.

Am 10. Juni endlich konnte Miß Bird Tokio verlassen und ihre Reise nach dem Norden antreten. Es war ihr zu guterletzt gelungen, sich in der Person eines achtzehnjährigen Burschen von ungewöhnlich kleiner Statur und einem mit Vorliebe zur Schau getragenen Ausdruck größter Dummheit auf dem häßlichen Gesichte einen Diener zu engagiren, der in der Folge alle Befürchtungen über seine Unbrauchbarkeit glänzend zu Schanden machen sollte. Der Reisepaß, der ihr von der Regierung ausgestellt worden war, und der dem Ausländer eine Tour ins Innere nur „aus Gesundheitsrückichten oder zum Zwecke botanischer oder anderer wissenschaftlicher Forschungen“ gestattet, war in diesem Falle besonders liberal gehalten; er schrieb der Reisenden nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, die einzuhalten Route vor, sondern gab ihr volle Freiheit, das ganze Land nördlich von Tokio zu durchstreifen.

Inhalt: Quer durch Sumatra. I. (Mit fünf Abbildungen und einer Karte.) — F. Kugel: Die chinesische Auswanderung seit 1875. II. — Spiridion Gopčević: Die Ehe in Oberalbanien. I. — Isabella L. Bird's Reise durch Japan. II. — (Schluß der Redaction 4. Februar 1881.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 11, III Tr.
 Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.